

**Predigt von Christoph Reichel über Apg. 2,42-47  
am 23.10.2022 (Afrikasonntag) in Stetten i.R.**

*Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam aber Furcht über alle, und es geschahen viele Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte. Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern, hielten die Mahlzeiten mit Freude und lauterem Herzen und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden.*

Liebe Gemeinde,

manchmal tut es gut sich zu erinnern: Wo kommen wir eigentlich her? Ein alterndes Ehepaar erinnert sich an die Zeit, als die beiden sich kennen gelernt haben und sich verliebten. Eine Partei misst die politischen Entscheidungen ihrer Minister\*innen daran, wofür sie einmal gegründet wurde und wo ihr Herz schlug.

So erinnert sich auch die christliche Gemeinde. Dabei tut es gar nichts zur Sache, ob es wirklich einmal ganz genau so gewesen ist, wie man sich erinnert. Es geht darum, sich zu orientieren auf das Wesentliche, die Träume von einst wach zu rufen und neue Kraft zu sammeln.

Lukas erzählt in dieser Urgeschichte der Gemeinde, wie das Wunder von Pfingsten im Alltag Gestalt gewann. Er macht anschaulich: Der Geist Gottes lässt uns nicht nur träumen von einer anderen Welt, er drängt in die Wirklichkeit derer, die sich von ihm berühren lassen, und verändert sie.

Natürlich ist es eine Idealvorstellung, die er hier schildert. Schon in seiner Zeit wusste jeder, dass es auch in der urchristlichen Gemeinde durchaus nicht immer Harmonie gab, und auch Konflikte zwischen Besitzenden und Armen in den Gemeinden werden schon von Paulus beschrieben.

Nun können Idealvorstellungen verschieden wirken: manchmal werden sie destruktiv, wenn das, wonach man ausschaut, so unerreichbar erscheint, dass am Ende nur Enttäuschung und Resignation übrigbleiben. Es stimmt ja: Es entspricht eben bei uns das allermeiste nicht diesem Ideal, und wir werden das auch nicht erreichen. Es gibt nun einmal Konflikte, auch bei uns. Wir sind nicht „beständig in der Lehre und im Gebet“, wir geben nicht unseren Besitz auf und teilen alles miteinander. Wollen wir das überhaupt?

Wir müssen mit Halbheiten leben. Fulbert Steffensky hat einmal gesagt, wir sollten *für die geglückten Halbheiten dankbar* sein. Denn ist es nicht schon viel, dass wir uns ansprechen lassen von den Worten Jesu, von der Hoffnung auf eine Welt, in der es anders zugeht als bei uns? Wir öffnen uns für ein Gegenüber, das größer ist als unsere begrenzte Wirklichkeit. Wir denken weiter als unser eigenes Fortkommen, unseren eigenen Wohlstand. Wir haben auch Menschen in Burkina Faso oder auch

in der Ukraine mit im Blick und im Herzen. Ja, wir kennen auch beglückende, schöne Momente, kleine Wunder, die geschehen mitten im Alltag und mitten unter uns und durch uns. Zum Beispiel, wenn es ein Verstehen gibt über sprachliche, kulturelle und soziale Grenzen hinweg, wie das hin und wieder erlebbar ist in der Partnerschaft mit den Menschen in Piéla. Alles nicht das Ideal, aber inspiriert von der Urvorstellung, von der Vision einer anderen Welt. Geglückte Halbheiten, für die wir dankbar sein können.

Und da kommt dann die andere, *konstruktive Seite* der idealen Erzählung zur Geltung: Die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit kann auch fruchtbar werden. Denn sie ist uns ein Stachel im Fleisch, eine ständige unbequeme Erinnerung. Sie sagt uns: Da geht noch was. Wir können etwas tun miteinander, wir sollen und können die Wirklichkeit verändern, das Reich Gottes liegt nicht in einer fernen, unerreichbaren Zukunft, sondern im Bereich unserer Hände und Füße. Die Erinnerung wachhalten an das, woher wir kommen, bedeutet auch: Sich nicht zufrieden geben mit dem, was ist. Die Diskrepanzen zwischen dem, wofür wir einmal an den Start gegangen sind, und dem, was wir geworden sind, nicht zu verleugnen. Und sich dadurch ermutigen, anstacheln, ja sogar ärgern lassen durch diese Wunschvorstellung, die uns mit einer neuen Wirklichkeit konfrontiert, die nicht unsere ist, aber *die unsere sein könnte, wenn wir es zuließen*.

Es geht tatsächlich darum, *etwas zuzulassen*, so wie damals: In unserer Geschichte fängt alles an mit der Begeisterung, die die Menschen an Pfingsten ergreift. Da wird etwas verändert in ihnen und zwischen ihnen, sie werden mitgerissen von einem neuen Denken und Fühlen. Ohne diese Begeisterung, dieses immer wieder neu zu entfachende Feuer, bleibt der Blick verhaftet bei der lähmenden Macht des Status Quo. Und wir kommen nicht über die Frage hinaus: Was kann ich denn schon erreichen angesichts der komplexen Probleme unserer Wirklichkeit?

In unserem Vorbereitungsgespräch auf diesen Gottesdienst haben wir gleich am Anfang festgestellt, dass unsere Welt heute sich meilenweit von der relativ überschaubaren Welt der ersten Gemeinde unterscheidet. Der größte Unterschied ist vielleicht der, dass wir durch Klimawandel, Pandemien und Hungersnöte merken, dass wir als Menschheit auf unserem Planeten in einem Boot sitzen. Was heißt teilen heute? Wie können wir heute den Shalom der Bibel leben und Frieden fördern, wo die Aufrüstung auf der Tagesordnung steht? Was heißt es, im Gebet und in der Lehre zu bleiben heute: wie finden wir noch Orientierung in dem ganzen Wust von Verschwörungstheorien, Fake News und Lügen?

Was in der Urgeschichte der christlichen Gemeinde beschrieben wird, wird durch den Abstand nicht unbedeutend. aber erhält eine neue *globale Dimension*. Plötzlich wird das Idealbild, das geschildert wird, zu einer unbedingten Erfordernis in unserer Welt. Denn uns wird immer klarer: Wenn wir als Menschheit überleben wollen und unseren Kindeskindern einen lebensfreundlichen Lebensraum erhalten wollen, müssen wir uns verabschieden von unserem exzessiven Konsum. Wir müssen bescheidener leben, genügsamer. Das können Politiker durch Gesetze teilweise erzwingen, aber letztlich müssen *wir* sie dazu zwingen, indem *wir* uns mit diesem anderen Lebensstil

anfreunden. Indem wir radikal umdenken und eine neue Geschichte erzählen von einem guten Leben jenseits des Konsums, jenseits des ständigen Wachstums und der unbegrenzten individuellen Freiheit, so zu leben wie es mir allein nützt. Wir müssen neu entdecken, dass unsere Freiheit nur solidarisch gelebt werden kann, und zwar indem wir uns als Teil der ganzen Schöpfung, als Mitgeschöpf des Lebens verstehen. In dieser Hinsicht können wir von Menschen in Afrika und anderen Kontinenten lernen, wo klar ist, dass sinnvolles Leben nur gemeinsam mit anderen möglich ist.

Um zu lernen, müssen wir aber auch ganz viel *ver*lernen, was uns selbstverständlich geworden ist. Vieles was für uns „normal“ ist, müssen loslassen, wenn wir überleben wollen – vielleicht auch die Vorstellung, dass das Privateigentum das schützenswerteste und höchste Gut in unserer Gesellschaft ist.

Ich denke: Trotz der großen Distanz zu dieser Urgeschichte der Gemeinde aus Apg. 2 tut es uns gut, heute auf sie zu hören und dran zu bleiben an der Frage, die die Christen schon damals bewegt hat: Was sollen wir tun, damit etwas von Gottes Welt sichtbar wird unter uns? Und was müssen wir lassen, damit die Menschheit auf dieser Erde überleben kann?

Allerdings steht am Ende der Geschichte auch: Sie hielten Mahlzeiten mit Freude, sie teilten Brot und Wein. Das andere, neue Leben war auch ein Fest, das lässt uns nicht vergessen! Da lief keiner mit moralinsaurer Miene rum. Wo es gelingt, sich endlich von etwas Eingefahrenem zu verabschieden, ist es auch eine Freude. Wo es gelingt, gemeinsam etwas zu bewirken und von Gottes Welt sichtbar zu machen, da ist es ein Fest. Die Freude an der neuen Welt ist attraktiv und schön. So wie heute, wenn wir diesen Gottesdienst mit Yenfaabima feiern. Amen.